



ANNIE
ERNAUX

DER
JUNGE
MANN

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5398

Sie ist Mitte fünfzig und beginnt ein Verhältnis mit einem dreißig Jahre jüngeren Mann. Einem Studenten, noch dem Milieu verhaftet, aus dem sie sich emanzipiert zu haben glaubt. Er verlässt die gleichaltrige Freundin und liebt die ältere Frau mit einer Leidenschaft wie keiner zuvor. Entrückte Tage und Nächte in seinem kargen Zimmer, Matratze auf dem Boden, löchrige Wände, defekter Kühlschrank. Doch die intime Episode ist zugleich etwas Politisches, auf der Straße, in den Restaurants und Bars: fast ständig böse Blicke, wütende Reaktionen. Sie ist wieder das »skandalöse Mädchen« ihrer Jugend, nun aber ganz ohne Scham, mit einem Gefühl der Befreiung. Irgendwann erträgt er ihre frühere Schönheit nicht mehr, und sie erlebt bloß noch Wiederholung, obwohl er »ihr Engel ist, der die Vergangenheit heraufbeschwört, sie ewig leben lässt«. Und was heißt das für die Zukunft?

Annie Ernaux, geboren 1940, bezeichnet sich als »Ethnologin ihrer selbst«. Sie ist eine der bedeutendsten französischsprachigen Schriftstellerinnen unserer Zeit, ihre zwanzig Romane sind von Kritik und Publikum gleichermaßen gefeiert worden. Annie Ernaux hat für ihr Werk zahlreiche Auszeichnungen erhalten, zuletzt den Nobelpreis für Literatur.

Zuletzt erschienen: *Eine Frau* (st 5138), *Die Scham* (st 5180) und *Das andere Mädchen* (st 5357)

ANNIE ERNAUX

DER
JUNGE
MANN

Aus dem Französischen
von Sonja Finck

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Le jeune homme bei Éditions Gallimard, Paris.

Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5398
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2023
© Éditions Gallimard, Paris, 2022
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung:
Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln
Umschlagfoto: harry + lidy/plainpicture
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47398-6

www.suhrkamp.de

DER JUNGE MANN

*Wenn ich die Dinge nicht aufschreibe,
sind sie nicht zu ihrem Ende gekommen,
sondern wurden nur erlebt.*

Vor fünf Jahren verbrachte ich eine unbeholfene Nacht mit einem Studenten, der mir seit einem Jahr schrieb und der sich mit mir hatte treffen wollen.

Ich hatte schon oft Sex, um mich zum Schreiben zu zwingen. In dem anschließenden Zustand der Erschöpfung, der Verlorenheit wollte ich Gründe dafür finden, nichts mehr vom Leben zu erwarten. Ich hoffte, nachdem die heftigste Erwartung vorbei wäre, die des Orgasmus, würde sich die Gewissheit einstellen, dass es nichts Lustvolleres gibt, als ein Buch zu schreiben. Vielleicht lag es an

diesem Bedürfnis, das Schreiben in Gang zu setzen – wegen seines Ausmaßes zögerte ich, das Buch anzugehen –, dass ich A. nach einem Abendessen im Restaurant, wo er vor Schüchternheit kaum etwas sagte, noch auf ein Getränk mit zu mir nahm. Er war fast dreißig Jahre jünger als ich.

Wir sahen uns an den Wochenenden wieder, dazwischen vermissten wir uns immer mehr. Er rief mich täglich aus einer Telefonzelle an, damit seine Freundin, mit der er zusammenlebte, nicht misstrauisch wurde. Die beiden, gefangen in einem Alltag aus verfrühtem Zusammenziehen und Prüfungstress, hatten sich nie vorgestellt, dass Sex auch etwas anderes sein kann als die mehr oder minder aufgeschobene Befriedigung eines Begehrens. Eine Art kontinuierlicher Schaffensprozess. Seine Leidenschaft an-

gesichts dieser Neuentdeckung band mich immer mehr an ihn. Allmählich entwickelte sich unser Abenteuer zu einer Geschichte, der wir beide auf den Grund gehen wollten, ohne genau zu wissen, was das eigentlich bedeutete.

Als er sich zu meiner Genugtuung und Erleichterung von seiner Freundin trennte und sie auszog, gewöhnte ich mir an, von Freitagabend bis Montagmorgen bei ihm zu sein. Er wohnte in Rouen, der Stadt, in der auch ich in den Sechzigerjahren Studentin gewesen war und die ich jahrelang nur durchquert hatte, auf dem Weg nach Y. zum Grab meiner Eltern. Direkt nach meiner Ankunft stellte ich die mitgebrachten Einkäufe unausgepackt in der Küche ab, und wir hatten Sex. In der Stereoanlage lag bereits eine CD, meistens die Doors, und sobald wir sein Zimmer

betraten, drückte er auf Start. Irgendwann hörte ich die Musik nicht mehr.

Die voneinander abgesetzten Akkorde von *She lives in the Love Street* und Jim Morrisons Stimme drangen wieder zu mir durch. Wir blieben auf der Matratze am Boden liegen. Um diese Zeit war der Verkehr dicht. Scheinwerferlicht wanderte über die Wände, es fiel durch die hohen, vorhanglosen Fenster. Mir war, als wäre ich noch nie aus einem Bett aufgestanden, als wäre es seit meinem achtzehnten Geburtstag dasselbe, an verschiedenen Orten, mit verschiedenen, ununterscheidbaren Männern.

Von seiner Wohnung aus blickte man auf das Hôtel-Dieu, das alte Krankenhaus, das seit einem Jahr leer stand und umgebaut wurde, weil dort die Präfektur einziehen soll-

te. Abends waren die Fenster des Gebäudes erleuchtet, das Licht brannte oft die ganze Nacht. Der große, quadratische Hof war ein heller Schatten, eine leere Fläche hinter dem geschlossenen schmiedeeisernen Tor. Ich betrachtete die schwarzen Dächer, die im Hintergrund aufragende Kuppel einer Kirche. Abgesehen von den Wachleuten war niemand mehr da. An genau diesen Ort, in dieses Krankenhaus, war ich als Studentin in einer Januarnacht transportiert worden, wegen einer starken Blutung nach einer heimlichen Abtreibung. Ich wusste nicht mehr, in welchem Flügel sich das Zimmer befand, in dem ich sechs Tage verbracht hatte. Dieser erstaunliche, fast schon unerhörte Zufall war so etwas wie das Zeichen einer mysteriösen Begegnung, einer Geschichte, die gelebt werden musste.

Sonntagsnachmittags bei Nieselregen blieben wir unter der Decke und schliefen wieder ein oder dämmerten vor uns hin. Von der stillen Straße drangen sporadisch die Stimmen von Passanten, oft Ausländer aus einem nahe gelegenen Wohnheim. Dann fühlte ich mich wieder wie als Kind in Y., wenn ich neben meiner Mutter gelesen hatte, während sie nach dem Sonntagsessen vor Erschöpfung in ihrer Kleidung auf dem Bett eingeschlafen war, der Laden geschlossen. Ich war alterslos und trieb in einem halbbewussten Zustand zwischen verschiedenen Zeiten hin und her.

Bei ihm fand ich die Unbequemlichkeit und das Provisorische, die ich selbst zu Beginn des Zusammenlebens mit meinem Mann gekannt hatte, als wir studierten. Auf den Herdplatten, deren Regler nicht funktio-

nierte, konnte man nichts zubereiten außer Steaks, die sofort in der Pfanne anzubrennen drohten, und Nudeln oder Reis, die das Wasser unkontrolliert zum Überschwappen brachten. Im nicht einstellbaren Kühlschrank gefror der Salat im Gemüsefach. Man musste drei Pullover übereinanderziehen, um die klamme Kälte in den Räumen mit den hohen Decken und undichten Fenstern zu ertragen, die Heizkörper bekamen die Wohnung nicht warm, trieben nur die Stromrechnung in die Höhe.

Er nahm mich mit ins Bureau, in den Big Ben, Cafés und Kneipen für junge Leute. Er lud mich bei Jumbo zum Essen ein. Sein Lieblingsradiosender war Europe 2. Jeden Abend schaute er sich die Satireshow *Nulle part ailleurs* an. Auf der Straße grüßte er nur junge Leute, oft Studenten. Wenn er

stehen blieb, um mit ihnen zu reden, hielt ich mich im Hintergrund, sie warfen mir flüchtige Blicke zu. Hinterher erzählte er mir vom Studium desjenigen, dem wir begegnet waren, beschrieb dessen Erfolg oder Scheitern. Manchmal sagte er, ich solle mich nicht umdrehen, und zeigte mir aus der Ferne diskret einen seiner Professoren von der Philosophischen Fakultät. Er entriss mich meiner Generation, aber ich gehörte nicht zu seiner.

Seine extreme Eifersucht – er warf mir vor, ich hätte Männerbesuch gehabt, weil die Klobrille hochgeklappt war – ließ keinen Zweifel an seiner Hingabe zu und führte die abfällige Äußerung *ad absurdum*, die ich seinen Freunden unterstellte, *wie kannst du nur mit einer Frau in der Menopause zusammen sein?*

Er begegnete mir mit einer Leidenschaft, wie ich sie mit vierundfünfzig Jahren noch bei keinem Mann erlebt hatte.

Den prekären Verhältnissen und Entbeh-
rungen eines armen Studenten unterworfen –
seine verschuldeten Eltern lebten in einem
Pariser Vorort vom Gehalt einer Sekretärin
und vom Geld einer Umschulung –, kaufte
er nur die günstigsten Produkte oder Son-
derangebote, La-Vache-qui-rit-Käse in der
Portionspackung und Camembert zu fünf
Francs. Für sein Baguette lief er bis zum Mo-
noprix, weil es dort fünfzig Centimes we-
niger kostete als in der Bäckerei nebenan.
Er hatte die Reflexe und spontanen Gesten,
die von einem dauerhaften, ererbten Geld-
mangel herrühren. Er kannte alle Tricks, um

im Alltag über die Runden zu kommen. Im Supermarkt sämtliche Käseproben mitnehmen, die einem die Verkäuferin auf einem Teller hinhält. In Paris gratis pinkeln, indem man entschlossen ein Café betritt, die Klos ausmacht und wieder geht, als ob nichts wäre. Die Zeit von den Parkuhren ablesen (er besaß keine Armbanduhr) etc. Er spielte jede Woche Toto und erwartete, wie es selbstverständlich ist, wenn man in Armut lebt, alles vom Zufall: »Irgendwann muss ich ja mal gewinnen.« Sonntagsvormittags sah er die Sportschau mit Thierry Roland. Der Moment, wenn ein Fußballer ein Tor schießt und die Zuschauer im Parc des Princes aufspringen und ihm zujubeln, war für ihn ein Bild absoluten Glücks. Allein der Gedanke ließ ihn erschauern.

Er sagte »stopp« oder »das reicht« statt »danke«, wenn ich ihm Essen auftat. Er nannte mich »la meuf« oder »la reum«, Slang für »Frau« oder »Alte«. Er amüsierte sich über meine spitzen Schreie, als ich erfuhr, dass er Hasch geraucht hatte. Er hatte noch nie gewählt und auch noch nie einen Wahlschein beantragt. Er glaubte nicht, dass man die Gesellschaft verändern konnte, es reichte ihm, sich anzupassen, der Arbeit möglichst aus dem Weg zu gehen und ansonsten die Vorteile zu nutzen, die sich ihm boten. Er war ein junger Mann seiner Zeit, überzeugt, dass »wir alle Scheiße erleben«. Arbeit war für ihn nichts anderes als eine lästige Pflicht, der er sich nicht unterwerfen wollte, solange es andere Wege gab. Einen Beruf zu ergreifen, war die Voraussetzung meiner Freiheit gewesen und war es angesichts des ungewissen Erfolgs meiner Bü-